

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Neb., 7. Juni 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 43

Wie der Tag stirbt . . .

Von John Henry Madan.

Es ist ein Verdämmern, so weich und so schön,
Ohne Abschied ein Scheiden, ohne Worte ein Gehn.
Ob heimlich die sonnige Schwester ihm winkt,
Ob still er die Strahlen des Mondes noch trinkt,
Ob Nebel die fliehende Stunde umspinnt,
Ob hin sie in Strömen von Regen verrinnt —
Stets geht er in Schweigen, der seltsame Tag,
Der nichts sonst als Schreien und Lärmen vermag.
Ohne Hast, ohne Kampf, ohne Angst, ohne Schrei,
Des Tags Enderlei, nun vorbei, nun vorbei!
Es ist des Entweidens lustlose Flucht,
Das Lenden des Rahns in verschwiegener Nacht;
Es springen die Menschen mit lautem Gebrüll
An das Ufer der Nacht. Der Rahm liegt still.
Er hat seine mühsame Arbeit vollbracht
Und geht unentlohnt — in die Arme der Nacht.
Ohne Hast, ohne Kampf, ohne Angst, ohne Schrei,
Des Tags Enderlei, nun vorbei, nun vorbei!

Die Probe.

Novellette von M. C. H. A. u. f. e. n.

Frau Agnes Winter sitzt allein in dem sehr fein und zugleich behaglich ausgestatteten Salon ihrer reizenden Villa am Schiffsgraben.
Mühsam ruhen ihre garten Hände im Schoße; sinnend sieht sie in den hübschen Garten hinaus, wo ihr einziges Kind, die zehnjährige Bertha, Ball fängt. Agnes Winter ist nicht hübsch, auch nie hübsch gewesen. Das runde Gesicht ist zu flach, die Züge unregelmäßig, ohne pitant zu sein. Allein die Augen geben ihnen zuweilen etwas Sympathisches, wenn der matte Blick sich in träumerischer Sehnsucht verliert. Das kleine Mädchen im Garten gleicht der Mutter, doch fehlt dem Kindergesichte noch mehr der lebendige Ausdruck einer intelligenten Seele, obwohl das Mädchen fast immer lacht und feilenbergig das Leben genießt, das ihr noch keine Schattenseiten gezeigt.
Nicht lange, und mit schwachem Lächeln haben die Blicke der Mutter den ungelanten Sprünge des aufgeschossenen Kindes zugehört, sehnsüchtig richten sie sich auf die Straße, die sie von ihrem erhöhten Sitze weit überhauen kann. Und jetzt leuchten die farblosen Augen auf — ein helles Rot färbt die blauen Wangen der Witwe — sie haben eine jugendlich schlankte Männergestalt erkannt, die auf das Haus zukommt. Es klingelt an der Haustür. Agnes Winter springt auf, sie macht einen raschen Schritt nach der Tür, um ihren Mund flüchtig ein erwartungsvoll heißes Lächeln. Es klopft. „Herein!“ es ist ein Ruf hochgespannter Freude. Er tritt ein, die Augen glänzen blau aus dem frisch, jungen Gesicht, in dem sich ein Bärtchen über den Lippen kräuselt, dunkelblond wie das weiche, lockige Haar. Hastig hat er die Tür geöffnet, doch dann stotterte er, demütig harrend steht er vor der eleganten Dame. Schon oft hat er ihre Lippen geküßt, er, der arme Volksschullehrer die Lippen der Patrizierfrau, der Mutter seiner Schülerin. Sie hat ihm gesagt, daß sie ihn liebe — sein Weib werden wollte. — Er liebt sie auch — ihre sehnsüchtig verlangenden, verheißenden Augen haben die Liebe in seinem noch unberührten Herzen gewedt. Er liebt sie, weil sie sich, nach seiner bescheidenen Meinung, zu ihm herabneigt. Er denkt dabei nicht an ihren Reichtum, aber er liebt sie in dem für ihn märchenhaft schönen Rahmen ihres Heims, ihrer geschmackvollen Toiletten, und findet sie darin schön. Er liebt sie, demütig in seinem Glück; er wagt nicht, sie eigenmächtig in seine Arme zu ziehen, zaghaft nur küßt er ihre Hand. Sie wirt sich an seine Brust. „Ernst!“ kramelte sie glühend, und durstige Lippen finden sich, wieder und wieder.
„Mama!“ ein krähennder Ruf aus

dem Garten schreit die beiden auf. „Warum kommt Herr Dammers nicht heraus? Die Bücher liegen schon in der Laube.“
Agnes Winter macht sich von ihm los; sie schiebt den jungen Lehrer nach der Tür.
„Geh!“ flüsterte sie. „Ich erwarte meine Mutter — noch darf ich Dich nicht halten, wie ich begehre — aber bald, bald trennen wir uns nicht mehr. Geh!“ — halte die Stunde in der Laube — ich kann Dich dort vom Fenster aus sehen.“
Noch einmal preßten sich die beiden Lippen aufeinander, dann eilt er fort. Sie sitzt wieder am Fenster, den Blick nach der Laube gerichtet, wo ihr Kind belehrt wird von ihrem Geliebten, heimlich Verlobten. Vertehen lacht bei dem Unterrichts, es lacht eigentlich immer, sinnlos, grundlos — der Lehrer hat es nicht leicht. Die Mutter sieht nur ihn! Sie bemerkt es nicht, daß eine alte Dame ins Zimmer getreten ist und sie beobachtet, erregt, erbittert die Lippen zusammenpressend.
„Agnes!“
Man hört es der Stimme der alten Dame an, man sieht es in dem feinen, stolzen Gesicht, wie mühsam sie sich zwingt, ihren Unmut zu zügeln.
Ihre Tochter springt auf, dunkel errotend.
„Ich hörte Dich nicht kommen, Mutter!“
Um die Lippen der Stadträtin Wellmer zuckt es bitter.
„Nein, Du warst zu sehr in Anspruch genommen. Deinem Kinde galt der entrückte Blick nicht — leider nicht, ich weiß es. Ich erfuhr genug durch Vertchen's arglos verräterische Reden. Agnes — der alten Patrizierin Stimme schwillt zornig an — was willst Du mit diesem jungen Menschen? —“
Sie stockt, ihre Tochter hat sich ungestüm aufgerichtet. „Heiraten willst ich ihn!“ stößt sie trotzig hervor. Du magst es wissen, hindern wirst Du mich nicht, Du nicht, und Niemand. Ich liebe ihn, und ich will glücklich sein, nach langen, öden, liebeleeren Jahren endlich glücklich.“
Die alte Frau zuckt zusammen.
„Liebeleer?“ Schmerzhaft empört wiederholt sie das Wort.
„Du hast Dein Kind, wenn Du mich nicht rechnest!“
Agnes weist die Mahnung mit einer heftigen Geberde ab.
„Daß ich Dich und mein Kind liebe habe, weißt Du. Du aber bist alt und Dein Herz ist immer kühl gewesen. Du kannst mir nicht geben, wonach ich begehre, und Vertchen? —“ sie verschnüßelt trampfhaft die Hände — „denkst Du wirklich, daß dieses arme, einfältige Kind, bei aller meiner Mutterliebe, mir viel sein kann? Mein Herz brennt nach Mannesliebe, nach heißem Glück; es will sich hingeben, und Hingabe empfangen in seliger Gemeinschaft. Was nützt mir meine gesellschaftliche Stellung, was mein Reichthum? Ich habe alles, was man mit Geld kaufen kann — verächtlich zeigt sie auf die künstlerischen Schätze in dem Gemache —, ich werfe Alles hin für ein bißchen Liebe!“
Die Mutter läßt sich müde in einen Sessel sinken. Ihr Stolz windet sich in der Abnung, daß sie, dieser Leidenschaft ihrer Tochter gegenüber, ohnmächtig sein wird; die stolze, feis-torrett empfindende Frau begreift ihr Kind nicht, aber sie begreift, daß sie kein Mittel besitzt, es unter ihre Autorität zu zwingen. Doch noch muß sie mahnen, warnen.
„Und Du erhoffst dieses Glück in der Vereinigung mit diesem jungen, unreifen Menschen, Du, die verwöhnte, sonst so kluge, erfahrene Frau? Kann dieser — dieser Volksschullehrer Dir genügen? Sagt Dir Dein Verstand nicht, daß dieser unsinnige Schritt Dich nicht glücklich machen kann? Ja, auch nur befriedigen? Ich habe Deine Wiederverheiratung gewünscht, doch Du hättest andere Gelegenheiten genug —“
„Aber ich will diesen Mann!“ unterbricht die Tochter sie, trotzig auf-lodernd. „Gerade diesen! Ich liebe ihn, wie ich Hermann Winter nie geliebt — ich liebe ihn in der unberbrauchten Frische seiner Jugend, in dem reichen Schatz seines einfachen, ehrlichen Herzens.“
Krampfhaft zerknüllt die Stadträtin ihr feines Watistuch, sie lächelt bitter.
„Und wie denkst Du Dir Dein Leben in dieser Ehe?“ fragte sie scharf. „Der größte Teil Deines Vermögens geht Dir, laut Testament Deines verstorbenen Mannes, verloren. Was bedeutet der Rest bei Deinen Gewohn-

heiten? Hoffst Du auf meine Hilfe? Du wirst Dich verrechnen.“
„Nein!“ Agnes Winter hebt den Kopf — sie ist fast schon in diesem Augenblick. „Ich rechne nicht auf Dich, und Hermann Winters Geld entbehre ich gern. In meines Geliebten Welt, in seiner Einfachheit will ich das Glück, daß Gute Schätze mir nicht geben konnten, suchen und — ich weiß es — auch finden. Ernst Dammers liebt mich, nicht mein Geld. Er wird mich anbeten, mir die Hände unter die Füße legen — für das, was er mir bietet, werfe ich alles hin, auch die Menschen, die mich, wenn ich Frau Dammers heiße, nicht mehr kennen wollen. Sieh es auf, Mutter, mich zu überreden. Ich bin entschlossen — ich heirate den Mann, selbst wenn Du mich darum verstoßen wollest.“
„Und Vertchen?“ der alten Dame Stimme zittert, hast Du beachtet, daß Du sie schädigst?“
„Nein!“ ruft Agnes Winter hochmütig, „das tue ich nicht. Ernst Dammers ist ein gebildeter Mann, was ihm an Mangelheiten mangelt, lernt sich leicht. Und seine Erziehung wird Vertchen nur gut tun, ebenso die Einfachheit unseres künftigen Lebens. Später hat sie genug, um ihren Wünschen frei folgen zu können. Laß mich doch, Mutter.“
Nein, die Mutter läßt noch nicht ab mit Vorstellungen, Warnungen; sie bittet endlich nur um Aufschub — umsonst ist alles, der Tochter Eigenwillen beugt sie nicht.
Da erhebt sie sich — wieder ganz stolze Patrizierin. „So tue, was ich nicht hindern kann“, sagt sie kalt. „Vorwärts kannst Du mir nachher nicht machen, nur Dir selbst.“
„Vorwärts?“ Agnes Winter lachte glücklich auf. „Glückliche machen keine Vorwärts. Doch, Mutter, Du sprichst eben geringschätzig von den Verdiensten meines Ernsts. Du meinst, ich würde mich niemals in ihrer Spähre einleben. Ich kenne sie noch nicht, aber Ernst spricht von seiner Mutter mit zärtlicher Verehrung, von seinen Schwestern mit großer Anerkennung — und ich sollte sie nicht lieben lernen? Die eine der Schwestern schneidert — das ist mir nicht angenehm,“ unterbricht sie sich, die Farbe wechselnd, als sie sieht, wie es in der Mutter Gesicht zuckt — „aber es ist ja jetzt modern für junge unbemittelte Mädchen, den Beruf zu ergreifen. Ich komme auch darüber hinweg, ich will nicht kleinlich sein, und will dies beweisen. Morgen gehe ich zu der Mutter meines Ernsts und lade die ganze Familie für den Abend ein. Willst Du kommen, Mutter? Ich bitte Dich darum.“
Die alte Dame will hochmütig ablehnen, doch sie befindet sich.
„Ich werde kommen!“ erwiderte sie kühl.
Aufatmend bleibt die junge Frau zurück. So ist der Würfel denn gefallen! Sie hat gekämpft und gesiegt, nun braucht sie ihr Glück nicht mehr zu verbergen. Sie steigt zum Fenster, sie will den Geliebten rufen, ihm sagen, daß alles entschrieben und sie un-widerlichlich sein ist, bald sein glückseliges Weib — die Laube ist leer, Vertchen springt wieder im Garten umher. Die Stunde ist aus, Ernst Dammers fort, zu andern Schülern. Für heute ist er nicht mehr zu erreichen, das weiß seine Braut. Sie zittert vor Enttäuschung, doch rasch eilt sie zum Schreibtisch. Die Feder steigt über das Papier — sie schreibt glühende Worte — selbige.
Gegen Mittag des andern Tages klingelte Agnes Winter an der Korridor-tür der Dammers'schen Wohnung. Sie hat absichtlich ihr einfaches Strahlenkleid angelegt, doch als sie die schmale Treppe des stark benutzten Doppelhauses hinaufsteigt, scheint es ihr, als wäre sie für eine Besucherin hier noch immer zu elegant. Unwillkürlich rafft sie den seidenaufhängenden Rock höher vor einer kleinen Milch-lache. Sie lächelt bei diesem Kläuschen, lächelt sehr tapfer.
„Später werde ich wohl keine Seidenfutter mehr nehmen dürfen,“ denkt sie. „Wir gleichgültig wird mir das sein, wenn ich mit ihm zusammen bin, vielleicht — ja doch in einem etwas angenehmeren Hause.“ Als sie geklingelt hat, kommen ihr Bedienten. Sie hat nicht bedacht, wie sie sich eigentlich bei den Frauen einführen soll, die nichts von ihr wissen. Sie sofort als Schwiegermutter und Schwägerin erkennen geht? Oder — ihr bleibt zum Ueberlegen keine Zeit — die Tür wird geöffnet — — — „Zehn Minuten später eilt sie die Treppe wieder hinab, sehr bleich, sehr erregt,

mit scheu umherirrenden Augen. Sie atmet auf, als sie, ohne Jemand zu begegnen, auf die Straße kommt. Wie auf der Flucht eilt sie auf eine Droschke zu und fährt nach Hause. Sie schließt sich in ihr Schlafzimmer ein, wirft sich aufs Bett und wühlt das glühende Gesicht in die Kissen. Ihr ist Schreckliches geschehen! —
Eine Frau hat ihr die Tür geöffnet, eine Frau in einem abgewaschenen, am Hals nachlässig geöffneten Nesselkleide, mit einer angeschnittenen, feuchten Küchenschürze und Seifenschäum an den großen, verarbeiteten Händen.
„Die Waschfrau!“ hat Agnes Winter gedacht. „Mein Gott, warum lassen die Leute den in der kleinen Wohnung waschen? Dieser Dunst ist ja entsetzlich — der Kohlengeruch wäre schon reichlich genug.“
„Ist Herr Dammers zu Hause?“ hat sie gefragt, in dem Gefühl, daß Alles in seiner Gegenwart erträglich würde.
Die Frau hat geantwortet, sehr höflich, sehr zuvorkommend: „Ne, mein Sohn ist noch nicht da, er muß aber bald kommen.“
Agnes Winter starrte in das gute, doch recht gewöhnliche Gesicht, auf die entsetzlichen, abgegriffenen schwarzlichen Nägel — sie fand keine Worte.
„Aber Mutter, warum führst Du die Dame denn nicht herein?“ rief da eine helle Stimme, und durch die Spalte einer halbgeöffneten Tür beugte sich der Buschelpfopf eines sehr jungen Mädchens.
„Die Anprobe der Frau Rätin ist gewiß bald fertig.“ „Sie will gar nicht nach Lina,“ entschuldigte sich die Frau. „Sie will was von Ernst, und in dem seiner Stube hängt Wäsche.“
Nun kam die Eigentümerin des Buschelpfopfes in verwaschenen Kleidchen neugierig näher. Agnes Winter trat auf sie zu — sie wollte sich nicht zurück-schrecken lassen, nein sie wollte nicht! Sie hatte eben einen unglücklichen Augenblick getroffen. — „Die alte Frau hilft gewiß gerade in der Küche, weil Waschtag ist,“ drängte sie ihre aufsteigende Besonnenheit zurück, und da der Badfisch links am „Eintreten“ aufforderte, kam sie näher. In dem Augenblicke öffnete sich seitwärts eine Tür, eine Dame raufte heraus — eine Dame, die Agnes Winter kannte. — Hastig, von einem ihr selbst nicht klar bewußten Gefühl getrieben, trat sie in die ihr angebotene Stube. Sie hörte noch die Dame im hochmütigen Tone sagen: „Ich bitte mir aber aus, daß Sie pünktlich liefern, Fräulein Dammers, und nicht zu hoch berechnen, sonst brauchte ich nicht zu Ihnen kommen.“
„Ja, gnädige Frau,“ antwortete darauf eine bescheidene Stimme, „ich werde mich bemühen, gnädige Frau zufriedenzustellen.“
„Das ist meine Schwägerin,“ dachte Agnes Winter, und das Blut schoß ihr heiß ins Gesicht.
Der Badfisch schob einen Stuhl heran — zögerte Agnes? Nein, sie setzte sich. „Ernst, ich will tapfer sein!“
Sie sah sich um.
„Unser Dienstmädchen haben es hübscher!“ Der Gedanke drängte sich ihr auf — bleicher legte er sich auf ihre Brust. Und dort der geduckte Tisch mit Wäsche, grauem abgegriffenen Geschir, schwarze Gabeln, — dem Salzfläschchen ohne Deckel —. Die junge Frau wendete entsetzt die Augen, und tröstete sich wieder, „Bei uns braucht es nicht so zu sein.“
Der Badfisch hatte sich ans Fenster gesetzt und schielte emsig an einem schwarzen Gegenstand. Er fühlte, daß es schicklich sein würde, die Dame zu unterhalten.
„Mutter ist noch immer so tätig,“ griff sie trampfhaft nach einem Gesprächsstoff, „Alles tut sie noch — obwohl sie bald sechzig Jahre ist — waschen und tochen und scheuern, weil wir doch kein Mädchen halten können. Ich helfe ihr sonst, aber ich muß heute für Ernst diese Hofe fliden. Das mag ich gar nicht gern, und ich wollte, Ernst könnte bald heiraten. Dann muß meine Frau das tun, und auch Strümpfe stopfen und alles.“
Da erhob sich Agnes Winter jäh — sie murmelte etwas — von nicht wartenden können und schreiben wollen — und nun liegt sie auf ihrem Bette und schluchzt herzbrechend:
„Das kann ich nicht — das nicht — O, Ernst, ich liebe Dich — ich könnte sterben für Dich — das kann ich nicht!“
Agnes Winter und Ernst Dammers sind kein Paar geworden.

Reiterfest in Paris.

In den ersten Apriltagen fand, wie alljährlich in Paris der „Concours hippique“ statt, eine Veranstaltung, für die uns leider noch ein deutsches Wort fehlt. Denn „Reichthum“ bedeutet bekanntlich etwas ganz anderes. In diesem Jahre hatte der Concours eine womöglich noch größere Menschenmenge — trotz des hohen Eintrittspreises von fünf Franc — angelockt, weil die militärischen Patrouillenreiter, die ungefähr zur selben Zeit aus allen vier Winkeln Frankreichs in Paris eingetroffen waren, an einem Tage an der Veranstaltung teilnahmen und sich dem Präsidenten der Republik nochmals vorstellten, der sie schon am Tage ihrer Ankunft in der Landeshauptstadt auf dem Rennfelde von Longchamp begrüßt hatte. Jene Patrouillenreiter der französischen Kavallerie hatten mit dem „Concours hippique“ an und für sich nichts zu tun; sie waren vielmehr von einem Pariser Blatte veranstaltet worden, das eine herartige Macht über die Regierenden aller Parteien ausübt, daß diese wohl oder übel genötigt waren, einen Teil der nationalen Armee den Sonderwahlen jenes Blattes zur Verfügung zu stellen, wie ganz ähnliches schon früher geschehen war. Doch das nur nebenbei zur Erklärung.
Jede jener Patrouillen bestand aus einem Offizier — Leutnant oder Oberleutnant — einem Unteroffizier und vier Mann; nur einige Regimenter hatten einen Halbzug in Stärke von etwa 20 bis 24 Pferden entsandt. Die Ausgangspunkte der Reiterpatrouillen waren je gewählt worden, daß jede Abteilung ungefähr 200—225 Meilen zu durchmessen hatte, wozu vier Tage Zeit gegeben waren. Die durchschnittliche Tagesleistung betrug demnach etwa 55 Meilen, was gewiß als ein recht guter Marsch bezeichnet werden muß. Trotzdem befanden sich weitläufig die meisten Pferde in anscheinend ganz guter Verfassung, als sie in Paris eintrifften, um zwei Tage nach ihrer Ankunft bei dem „Concours hippique“ mitzuwirken. Die französische Kavallerie ist bekanntlich fast durchweg mit Pferden beritten, die einen starken Einfluß arabischen bzw. herberischen Vollblutes aufweisen — eine sehr nützliche Folge der französischen Eroberung von Algerien. Ihre Leistungsfähigkeit und Ausdauer werden daher sehr gerühmt, und die soeben vollbrachte Leistung darf wohl als ein weiterer Beweis für die Wichtigkeit dieses Lobes gelten. Mit den Pferden aber geht es dem Laien ähnlich wie mit der Musik: je vollkommener, höher stehend, „klassischer“ die einen wie die anderen sind, desto weniger werden sie von den Nicht-Verstehenden gewürdigt. So erscheint auch das „klassische“, das Vollblutpferd, wenigstens das französische Kavalleriepferd, das ich in Hunderten von Exemplaren auf dem „Concours hippique“ zu sehen Gelegenheit hatte, dem Nichtkenner als ein eher häßliches oder doch unansehnliches Wesen. Doch auf die Schönheit kommt es beim Pferde, und nun gar beim Kriegspferde, sicherlich weit weniger an als auf Kraft und Ausdauer. Und deshalb will ich gern glauben, was mir neulich etliche Franzosen sagten: daß das französische Kavalleriepferd das beste der Welt sei, ebenso wie ich der Jahren enlischen und russischen Offizieren geantworte habe, die mir versicherten, die Pferde ihrer Armeen seien die besten auf dem ganzen Erdenrund. Ich glaube nämlich alles, was man mir gesagt, wenigstens in Feuilletons!
Die preisgekrönten französischen Kavalleriepferde, denen neulich die Ehre zuteil ward, vor dem Präsidenten über kleine Hürden springen zu dürfen, hatten durchweg sehr steile Cruppen und ein Rückgrat, das wie die zackigen Schotzen des Felsengebirges gen Himmel ragte, während sich die Schwänze fast ausnahmslos in einem traurigen Zustande der Auszehrung befanden, als seien die Motten hineingekommen. Auch die Pflege ließ meistens zu wünschen übrig, denn gar viele trugen noch die Staub- und Schmutzspuren an sich, die der lange Marsch herbeigetragen hatte, obwohl, wie gesagt, zwischen der Ankunft der Reiter und ihrer Vorstellung im „Concours hippique“ fast zwei Tage vergangen waren. Ich nehme jedoch an, daß man die Tiere absichtlich in diesem Zustande belassen hatte, um dem Publikum die überstandenen Anstrengungen recht deutlich vor Augen zu führen.
Was die Reiter anlangt, so sahen sie im allgemeinen ganz gut zu Pferde, und nur ein einziger kam, soviel ich zu sehen vermochte, zu Fall, und zwar mit seinem Pferde, das über eine Hürde

stürzte. Der arme Husar bekam bei dieser Gelegenheit einen etwas unfreundlichen Wasenüber von seinem Reittier ab, so daß er nicht wieder aufstehen konnte, sondern aus der Bahn getragen werden mußte. Zum Glück hat er sich dann aber bald wieder erholt. — Doch so etwas kommt überall einmal vor. Auffälliger war, wiederum für den Laien, daß mindestens fünf oder sechs Reiter, darunter ein Offizier kein Springen über Hindernisse von Hüfthöhe ihre Degen oder Säbel verloren, die aus der Scheide sprangen und ihnen nachgetragen werden mußten. So etwas könnte doch leicht einmal zu einem Unglücksfälle führen! — Auch die große Verschleissartigkeit der Uniformierung und Ausrüstung mühte auffallen: der eine Reiter kam im Atilla mit Husaren-schnüren auf der Brust, der andere, der nördlichen Waffe angehörende, im Wasenrode ohne Schnüre; hier sah man einen Offizier in einem „blauen“ Atilla, der aber so weiß war wie ein von der Waschfrau etwas zu stark geblautes Hemd, dort gehörte man einen seiner Kameraden, dessen Atilla fast so dunkel war wie der der Mannschaften; manche Dragoner trugen den Degen auf der linken Seite, manche auf der rechten, kurzum, es herrschte eine bunte Mannigfaltigkeit in Uniformierung und Ausrüstung, so daß man hätte glauben mögen, all das sei in das Belieben des einzelnen gestellt und nicht durch Reglement vorgeschrieben.
An jenem Tage, an dem die Abordnungen der Kavallerieregimenter beim Concours mitwirkten, hatten sich die Zuschauer in ganz besonders dichten Scharen zu dem interessanten Schauspiel gebrängt, wobei auch das elegante weibliche Element stark vertreten war, und jedesmal wenn eine der kleinen Abteilungen eine Hürde genommen hatte, was sich natürlich ein paar hundertmal ereignete, brach eine dröhnende Beifallsstille los, als gälte es, eine Großtat zu feiern. Von diesen kleinen Ueberübungen abgesehen, kann man aber sagen, daß ein edler und unverfälschter patriotischer Enthusiasmus herrschte, der namentlich auch zum Schluß der Veranstaltung zum Ausdruck kam, als sämtliche Kavallerieabteilungen vereint in der weiten Reichthum des Grand Palais erschienen, um vor dem Präsidenten der Republik den Stabentwurf auszuführen und dann im gestreckten Galopp in Halb-zugfront nochmals alle vier Hindernisse zu nehmen. Diese Schlussdarstellung mit ihrer imposanten Masseneinfaltung von Rossen und Reitern kann als sehr gelungen betrachtet werden, und sie verfehlte denn auch ihren Eindruck auf die Tausende und Aber-tausende von Zuschauern nicht. Der Präsident der Republik überreichte schließlich den Offizieren unter den Teilnehmern kunstgegenstände, den Mannschaften kleinere Geldgeschenke, womit das Reiterfest sein Ende erreichte.
Der Telegraphist Kaiser Wilhelm I.
Der im Kriege 1870—71 die Aufgabe hatte, die Kaiserlichelegramme nach Berlin zu beschleunigen, feierte dieser Tage seine goldene Hochzeit. Der Jubilar, namens Desfautes, lebt jetzt in Sande bei Lübeck, und war viele Jahre im Dienste der Staats-Telegraphie, bei der er 42 Jahre alt, den Krieg gegen Frankreich mitmachte. Seinen interessantesten Aufzeichnungen ist folgende Episode aus den weltgeschichtlichen Tagen von Sedan entnommen: Es war am 2. September, mittags gegen 2 Uhr, als Oberst Graf Strachwitz, Kommandeur des 6. Husaren-Regiments, zum Telegraphenamt kam, und folgendes Telegramm König Wilhelms brachte: „Königin Augusta, Berlin. Großer Sieg; der Kaiser Napoleon, der verwundete Marschall Mac Mahon sowie die französische Armee bei Sedan gefangen genommen. Gott helfe uns weiter. Wilhelm.“ Nach etwa einer Viertelstunde lief folgendes Telegramm ein: „Telegraphenamt II, Clermont. Ist das Telegramm echt; ist es vom Könige eigenhändig unterschrieben; darf ich Viktoria schießen lassen? Berlin steht auf dem Kopf. Augusta.“ Die Antwort lautete: „Das Telegramm ist echt! Es ist von Sr. Majestät eigenhändig geschrieben und unterschrieben; außerdem steht der Ueberbringer desselben Oberst Graf Strachwitz, noch neben mir am Apparat. Desfautes, Telegraphenbetriebsrat.“
Seitgemäßer Aufruf.
Eine alte Mutter bittet ihren seit drei Jahren verschollenen Sohn um ein Lebenszeichen. Die letzte Ansichtskarte trug den Poststempel „Chicago!“